

**Zeitschrift:** Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles  
**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft  
**Band:** 4 (1947)  
**Heft:** 1-2  
  
**Artikel:** Mystik des Buches  
**Autor:** Muschg, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-387560>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Regardez bien, je vous prie, les fous de la «Navis stultifera», et vous verrez que chacun d'eux est solitaire, replié sur lui-même, absorbé par sa marotte, ce terme pris au propre et au figuré. Ne vous en étonnez pas, tout aliéné est étranger à autrui, même s'il fait partie de la même corporation appelée aujourd'hui société.

On l'a bien vu en l'an de grâce ou de disgrâce mil neuf cent quarante-six dans la bonne ville de St-Gall, où notre président énuméra les multiples genres de bibliophiles: l'esthète, le bibliophile supérieur, le sentimental, le spéculateur et ceux que, faute de temps, il ne put mentionner.

Revenons-en à la marotte, qui est, ne l'oublions pas, un diminutif de Marie, nom béni entre tous. Qu'on le veuille ou non, les choses sont féminines, comme tout ce qui attire et capte pour mieux se rendre, se laisser conquérir. Et la marotte aussi.

Son image est en nous et c'est notre esprit qui lui donne sa forme, une tête humaine surmontant un sceptre, insigne de la royauté et du commandement. N'est-ce pas la marotte qui nous commande, qui est reine de notre cœur et, chez le bibliomane, de son cerveau?

Un peu plus, un peu moins fou, qu'importe! L'essentiel, c'est que la marotte existe, qu'elle soit l'inutile indispensable, le grain de sagesse dans

la folie des automatismes conventionnels qui forment la structure morale, le garde-fou des personnes raisonnables et «bien équilibrées».

Mais ne sommes-nous pas tous un peu fous?

Ah! la chère marotte. Son visage est déposé en nous, là – si l'on peut s'exprimer ainsi – où ne pénètre guère la conscience, où se trouvent accumulées toutes les expériences des millénaires au long des générations successives, dont nous sommes le dernier chaînon, là où l'essentiel s'est mué en chair, en cellule, en protoplasme, en cette matière spirituelle éternelle dont nous sommes faits.

Il n'y a pas un être vivant qui ne possède sa marotte, qu'il chérit comme on chérit les idoles, en y croyant juste assez pour ne pas y croire tout à fait. Douce folie personnelle qui distingue les individus et parfois sépare les personnes, reflet d'une perfection plus haute, plus vraie, et que l'être humain craint non sans raison de contempler face à face.

Idole sans doute, mais idole infiniment moins dangereuse pour notre âme que les faux dieux de la sécurité confortable, de la richesse fallacieuse et de la morale stérilisante. Un sceptre, une tête coiffée d'un bonnet à grelots, n'est-ce pas là le symbole de l'homme sage, conscient de sa grandeur, de la primauté d'une raison constamment tenue en éveil par le tintement des grelots de la fantaisie?

Sans sa marotte, l'homme ne serait qu'un fou.

### Walter Muschg / Mystik des Buches<sup>1</sup>



Das Fortleben der religiösen Gedanken ist an die Schrift gebunden. Sie erscheint auch in der mittelalterlichen Mystik als das unentbehrliche Mittel der geschichtlichen Tradition. Die Bücher, die ihre Denkmäler enthalten, sind nicht Bücher

der heute gewöhnlichen Art. Es sind Handschriften, deren größter Teil zwar seit langem, wie die meisten mittelalterlichen Bildwerke, dem Ort ihrer Entstehung entfremdet hinter Gittern aufbewahrt wird, in denen aber die Schrift noch mit einer Bedeutung verknüpft ist, die man nicht ganz

<sup>1</sup> In lebenswürdiger Weise stellt uns der verehrte Verfasser diesen Abschnitt seines grundlegenden Werkes «Die Mystik in der Schweiz» zur Verfügung. Wir danken ihm und dem Verlag Huber & Co. A.-G. in Frauenfeld für dies wertvolle Entgegenkommen.

auf sich beruhen lassen darf, wenn man den Aufbau und Zerfall des geistlichen Schrifttums verstehen will. Es gibt eine Mystik des Buches, von der die Neuzeit nur noch mittelbare Kunde besitzt. Sein Stammbaum weist, wie der aller großen Dinge, sichtbar auf göttlichen Ursprung zurück, und der Mensch des Mittelalters hatte diesen lesend, schreibend, hörend noch unausweichlich vor Augen. Je weiter man in die Geschichte zurückblickt, desto reiner stellt er sich dar. Es gab eine Zeit, wo Schreiben und Lesen als ganz oder halb magische Künste getrieben wurden. Das Hochmittelalter stand ihr noch so nahe, daß ihm der Umgang mit Büchern eine religiöse Handlung war.

Als sakraler Gegenstand galt das Buch offenbar in den tausend Jahren irischer Buchmalerei, von der auch aus schweizerischen Klöstern einige erstaunliche Monumente erhalten sind. Zu den Kennzeichen, die daran schuld waren, daß sich die irischen Missionäre auf dem Festland wie Zaubermänner ausnahmen, gehörte neben ihrer Tonsur die Scatula, eine Tasche, die sie an der Seite trugen oder sich von Knaben nachtragen ließen. Darin befanden sich die Priestergeräte, die sie zur Bekehrung der Heiden benötigten: die Heilige Schrift, ein Hymnenbuch für das tägliche Offizium, ein Ritualbuch, Reliquien, das Chrismale für Taufe und Ölung und andere liturgische Instrumente. Auch der heilige Gallus tritt in der ältesten Vita in dieser Reiseausrüstung auf. Bücher aus dem Besitz Columbas wurden nach seinem Tod mit dem Ordenskleid des Heiligen unter Gebeten in die Luft gehoben, wenn man Regen nach langer Dürre erflachte. Noch altertümlicher wirkt eine andere Anekdote in seiner Legende. Columba schrieb einst ohne Wissen des Besitzers heimlich eine Handschrift von Davids Psalmen ab. Ihr Eigentümer erblickte darin einen Diebstahl, und der König, den die Streitenden als Schiedsrichter anriefen, sprach das Urteil: jedem Buch gehöre die Abschrift wie der Kuh das Kalb. Columba mußte sein Exemplar zurückgeben. Jener Originalpsalter ist als eines der ältesten irischen Buchwerke noch vorhanden. Er ist in Silber gebunden und wurde noch im Jahr 1497 in einer Schlacht als Standarte verwendet. Der Sage nach pflegte man ihn dreimal um das ausziehende Heer zu tragen, um diesem den Sieg zuzuwenden.

Solche Anschauungen herrschten in der Urzeit des christlichen Buches. In ihnen war ohne Zwei-

fel ursprünglich die kostbare Ausstattung der Handschriften begründet. Die Heiligkeit und der materielle Wert erklären es, daß noch in vielen hochmittelalterlichen Inventarien von Kirchen- und Klosterschätzen auch die Bücher aufgeführt werden. In Schatzverzeichnissen der Abtei Pfäfers aus dem 10. bis 12. Jahrhundert sind sie durcheinander mit Kirchengeräten, Meßgewändern genannt. Im Schatzregister einer Kirche auf der Reichenau aus dem 11. Jahrhundert begegnen Bücher mit elfenbeinernen, silber- und goldbeschlagenen Einbänden. In einem gleich alten Verzeichnis aus Fischingen figurieren sie mitten unter Altardecken, Meßgewändern, Kelchen, Kreuzen. Noch ein Schatzinventar des Zürcher Großmünsters von 1333 zählt kostbare Codices zusammen mit Reliquien, Kreuzen, Kelchen, Gewändern, Schreinen auf. Der alte Brauch, Bücherkataloge in Versen abzufassen, weist in anderer Weise auf den dichterisch-magischen Rang des Buches zurück. Einer Rheinauer Handschrift vom Ende des 12. Jahrhunderts hat der Schreiber, ein aus Zürich stammender Mönch, feierlich die Liste der von ihm geschriebenen Bände in gereimten Hexametern vorangestellt.

Dichterisch ist ja für das neuzeitliche Empfinden, das mit diesem Wort den Nebensinn des unverantwortlich Erfundenen verbindet, die gesamte «geistliche» Erklärung der Bibel, die für die Theologen des Mittelalters ein Kanon war und auch den Grundzug der mystischen Predigt bildet. Dem transzendentalen Sinn des Bibeltextes sollte die gebräuchliche vierfache Interpretation nach der buchstäblich-historischen, der allegorischen, der tropologischen und der anagogischen Auslegung gerecht werden. Die Entschlossenheit der Kirche, diesen mehr als menschlichen Sinn der Heiligen Schrift zu wahren, war der tiefere Grund, weshalb sie ihre Übersetzung in die Profansprache verbot. Der erste Erlaß dieser Art ging von der Lateransynode des Jahres 1215 aus und bildete den Abschluß des furchtbaren Albigenserkrieges. Er richtete sich hauptsächlich gegen die Waldenser, deren geistiges Merkmal der vertraute Umgang mit der Bibel war. Obschon sie ihre allegorische Erklärung nicht verschmähten, pflegten sie sie doch mit nüchternen Augen auf ihre persönlichen Nöte und Bedürfnisse hin zu befragen und treuherzig als Ratgeberin des einfachen Mannes hochzuschätzen. Das Meßbuch, das der Priester in der

Kirche erhob, war aber nicht für Menschengen gemacht. Es wurde mit rituellen Gebärden getragen, geküßt, geöffnet und verlangte die rhapsodische Sprache. Sein Inhalt war Offenbarung, wenigen zugänglich, seine äußere Erscheinung esoterisch. Es war in einer der Menge unverständlichen Sprache geschrieben. Zu den wichtigsten Eigenschaften eines solchen Buches gehörte es, daß es selten oder einmalig war. Die Hände der Kleriker schmückten es zu etwas Einzigartigem aus, verzierten es mit Juwelen, verschwendeten den Schmelz der Farben, die köstlichsten Stoffe daran. Auf seinen pergamentenen Folien schimmerten Schrift und Malerei noch ungeschieden, in paradiesischer Vollkommenheit.

Auch außerhalb der Kirche wurde diese überweltliche Weihe des Buches gesucht. Dazu stand ihr das höllische Gegenspiel gegenüber. Das Mittelalter glaubte an Bücher, die vom Himmel gefallen waren oder die dem Vermessenen, der sie zu entziffern verstand, Gewalt über die Natur und die Geister verschafften. In Alchemistengrotten, Ketzerschlupfwinkeln lagen geheime Schriften, die man nur zeremoniell und schauernd berührte. In den Klöstern brachte man den Werken der Kirchenväter, der großen christlichen und heidnischen Autoren die gleiche Ehrfurcht entgegen wie der Bibel, den Psalterien und Missalien. Sie wurden von geistlichen Menschen für geistliche Zwecke abgeschrieben, mit dem Aufwand alles mönchischen Könnens und langer Jahre, die man nicht zählte. Man arbeitete in den Schreibstuben nicht um irdischen Lohn, nur zur Ehre Gottes und der Kirche, in der man ihm diente. Die zahlreichen menschlichen Trübungen dieses Gedankens, die auch nicht fehlen, können die tiefere Bedeutung nicht verwischen. Die Nonne Adelheid von Rheinfelden im Kloster Unterlinden sieht die rechte Hand ihrer Tochter Gertrud, die so schöne Bücher schreibt, aber auch niedrige Arbeiten gern verrichtet, von sonnenähnlichem Glanz durchleuchtet. Auch jene gotische Menschheit, die fromm Zeile um Zeile malte und an einem Prachtbuchstaben Tage verweilte, nahm noch mit einer längst undenkbar gewordenen Tiefe und Dauer am Inhalt eines Buches teil. Eine wunderbare Sicherheit des Besitzes ging daraus hervor, jene geistige Einheit der abendländischen Kultur, die darin bestand, daß man länger als ein Jahrtausend, im Norden wie im Süden, in denselben unantastbaren

Büchern las. Im Hochmittelalter war nicht mehr die zauberische Beziehung wirksam, die aus jener alten Anekdote der Columba-Legende spricht. Die Empfangenden standen der Macht des Schriftwerks freier gegenüber, nicht als seine Opfer, sondern als seine Miturheber. Die Handschriften, die sie schufen, waren zur Hälfte ihr eigenes Werk. Die Kopisten schwelgten im Glück dieser geheimnisvollen Kommunikation, die immer noch eine gewaltige Abhängigkeit enthielt. Die Visionen der Schwesternviten geben einen Begriff von den Eindrücken, die aus ihr entsprangen. Das Gelesene kam nicht zur Ruhe, es erzeugte sich neu in den Lebenden. Die persönlich bewegte Inbrunst dieser Zeit ist in den Versen aufbewahrt, die Abt Frowin in Engelberg seinen Schöpfungen mitgab. Im Codex 18 der Engelberger Bibliothek lauten sie:

*«Hic Augustini liber est opus ac Froewini,  
Alter dictavit, alter scribendo notavit.»*

*Dies Buch Augustins ist auch des Frowin Werk:  
Jener diktierte, dieser schrieb es nieder.*

Ein Abglanz dieser Umschlingung liegt auf den Sprüchen, mit denen die Schreiber bald ergreifend, bald witzig, immer mit andächtiger Freude ihre Arbeit beschließen. Man liest die beliebte Formel: «Finito libro sit laus et gloria Christo» oder das Wortspiel: «Qui scripsit te liber, a penis in eternum sit liber.» Am Schluß einer St. Galler Handschrift steht: «Libro completo saltat scriptor pede leto.»

Diese Entstehung noch mehr als das edle Material war der Grund, daß die Bücher des Mittelalters ein unvergleichlich höheres Leben besaßen als die industriellen Erzeugnisse späterer Zeiten. Sie nahmen Energien in sich auf, die sie der Vergänglichkeit entrückten. Die feierlichsten wurden für die Ewigkeit geschrieben. Mechthild von Magdeburg schildert, wie ihr Buch ihr von Gott in Auftrag gegeben wurde. Er befiehlt ihr, wessen sie sich weinend schämt: daß ein schnödes Weib es aus Gottes Herzen und Mund schreiben solle. Das Werk kommt von ihm, nicht aus menschlichem Begreifen der Dinge. Am Eingang stehen die Worte: «Alle, die dieses Buch verstehen wollen, die sollen es neunmal lesen.» Aber es ist in deutscher Sprache geschrieben, und in jenem Vorwort zittert noch die Erschütterung über das Wagnis dieses Unterfangens – mit Recht, denn seine gefährliche Zweideutigkeit ist ihm an die



Stirn geschrieben und färbt jeden seiner Sätze. Hier liegt eine der Urkunden vor, aus denen man erfährt, welcher Weg zurückgelegt werden mußte, bis der Mensch den Mut zur Mitteilung seiner persönlichen Erlebnisse fand. Desto begieriger hält er am heiligen Charakter des Buches fest. Die Versenkung ins ewig Eine überschattet auch bei Mechthild das bunte Vielerlei, die rasch verbrennende Neugier. Noch Fridauer erklärt: «Es ist besser, ein Buch wohl lernen und lesen und das wohl behalten, als viele Bücher lesen und sie nicht behalten.» Das Gegenteil des uns Gewohnten ist hier die Norm. Alles ist auf Unveränderlichkeit, Treue angelegt. Das Buch steht zu dem Leben, aus dem es gebildet ist, in einem ganz andern Wertverhältnis, als wir es kennen. Seine Würde ist sehr groß. Es kann viel bedeuten – mehr, als sich je beweisen läßt –, daß eine Abschrift von Augustins Predigten, ein Hymnus Bernhards dahin, dorthin wanderte. Von den Werken im Sakralstil bis zu den formschwachen Spielereien des Spätmittelalters reicht eine unmittelbar religiöse Funktion des Buches, die sich als etwas Vergangenes von seinem neuzeitlichen Gebrauch abhebt.

Einsiedeln war ein Hort dieser konservativ-lateinischen Buchkultur. Die zwei Geschenke der Margareta zum goldenen Ring, die ja erst viel später in die dortige Stiftsbücherei gelangten, bilden unter ihren Handschriften aus älterer Zeit eine Insel. Sie wurde erst im ausgehenden Mittelalter und noch später durch Schriften der deutschen Mystik bereichert. Die wichtige Bilderhandschrift von Seuses «Exemplar» stammt aus einem Konstanzer Dominikanerinnenkloster. Schon Berthold von Regensburg scheint nur mit lateinischen Predigten hierher gelangt zu sein. Raymundus de Pennaforti, der dritte Ordensgeneral der Dominikaner, ist mit zwei theologischen Hauptwerken aus dem 13. und 14. Jahrhundert vertreten. Man findet das «Compendium theologiae veritatis» des Hugo Ripelin, die verbreitete «Summa confessorum» des Dominikaners Johannes von Freiburg, Texte von Bonaventura, Richard von St. Viktor, Nikolaus von Lyra – alle im 14. Jahrhundert geschrieben, alle lateinisch. Noch im 15. Jahrhundert zogen zahlreiche Werke der lateinischen Mystik in diese Sammlung ein, darunter Schriften der Viktoriner, des heiligen Bernhard, Bonaventuras, des Areopagiten, Predigten Ferrers und des Jacobus a Voragine.

Schon das Mittelalter kannte die gewerbsmäßige Herstellung von Handschriften. Die Anfänge des Händlertums spielten sich aber auf weltlichem Boden ab. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts erfuhr die Erzeugung von Büchern eine gewaltige Zunahme. Es bildete sich unter den Laien ein eigener Stand von Berufsschreibern. Die steigende Zahl der Bibelverdeutschungen und die starke Nachfrage nach Predigtsammlungen in der Volkssprache verraten, aus welcher Richtung der Einbruch geschah. Diese spätmittelalterlichen Bücher, auch die geistlicher Herkunft, können sich an Schönheit und innerer Gewalt mit den früheren nicht mehr vergleichen. Schon der Duktus der Schriften zeigt die wachsende Flüchtigkeit der Fühlungnahme. Das Pergament weicht immer häufiger dem billigeren Papier. Die Inhalte wurden von Generation zu Generation verwässert, verblümt, mit anekdotisch-literarischen Zutaten überladen. Es war die Zeit, wo Seuses Schriften in ihrer malerisch verfälschten Gestalt so häufig abgeschrieben wurden. Dennoch blieb vieles von der alten Gesetzmäßigkeit erhalten, solange lebendige Menschen ihre besten Kräfte an die Herstellung der Bücher wandten. Das Irrationale drängte sich unfehlbar auch in die eiliger gewordene Beschäftigung mit ihnen hinein. Noch immer wurden sie nach bestem Vermögen aus religiösen Absichten zusammengestellt. Dazu gehörte, daß man ihren Text meist anonym oder pseudonym, mit legendenhaften Motiven ausgestattet weitergab. Noch immer waren sie atmende Wesen, Organe eines Schicksals, keine Massenfabrikate. Man vereinigte gern Stücke aus verschiedenen Autoren, Lehrhaftes und Dichterisches, Prosa und Verse zu harmonisch geschlossenen, auf klösterliche Bedürfnisse oder private Andachtsstimmungen berechneten, in ihrer Fülle unerschöpflichen Sammelwerken. Die deutsche Mystik ist zu großen Teilen nur in solchen Mosaiken überliefert. Sie bieten, zugleich mit dem Wortlaut, das Bild des steten Fließens, Veränderns, Umdeutens dar. Es sind reine Gebrauchsformen, denen etwas mehr als Literarisches, ein Widerschein des unbedingt Notwendigen anhaftet. Das Spätmittelalter steigerte diese Freiheit zur Freude an Spiel und Mystifikation. Sie steht hinter den Verwandlungskünsten des «Seuses», hinter dem «Meisterbuch» mit seiner tendenziös erfundenen Bekehrung Taulers, hinter den Schriften des «Gottesfreundes im Oberland», die eine aus der Luft gegriffene Truggestalt

als wirklich ausgaben. Auch die «Nachfolgung des armen Lebens Christi», eine der beliebtesten Taulerschen Schriften, hält vor der modernen Echtheitsfrage nicht stand. Die großartigste Täuschung, der die mittelalterlichen Theologen erlagen, die Figur des Pseudo-Dionysius, geht freilich in viel frühere Zeit zurück. Überall herrscht das dichterische Ungefähr, die Zauberei des Symbolischen oder doch der Allegorie. Sie darf nicht einfach als Fälschung abgetan werden, so schwer es uns fällt, ihre Tatsächlichkeit zu verstehen, und so weit sie schon von den Ursprüngen entfernt ist.

Ein charakteristischer Ausdruck der Endzeit, die einen Otto von Passau bewunderte und sich durch die Machwerke Rulman Merswins bannen ließ, ist das Andachts- und Erbauungsbuch. Es war damals die verbreitetste geistliche Lektüre und befand sich ohne große Unterschiede in den Händen der Laien wie der Ordensleute und Weltkleriker. Die eklektische Haltung leistete ihr Bestes in solchen Anthologien, die den unermeßlichen Vorrat des Ererbten zu immer neuen Wirkungen zusammenstellten. Das Unteilbare mußte sich um der schönen Variationen willen zerpfücken lassen und wurde mit oft dilettantischen Reimen, Sentenzen, legendären Gesprächen und Erzählungen, Illustrationen zum bunten Strauß gruppiert. Unersetzliches geriet neben das Triviale. Es war das Stadium der lockersten Auflösung, der letzten schwachen Fackeln. Die neuen Lichter wurden an ganz andern Stellen entzündet. Diese Werke dienten oft als Muster für ähnliche, so daß die Reihenfolge ihrer Stücke in andern, häufig an weit entfernten Orten entstandenen Kompilationen streckenweise wiederkehrt.

Ein Lesebuch dieser Art ist der für die Eckhartforschung wichtige Basler Pergamentband B. IX. 15, der einst der Basler Kartause gehörte und im 14. Jahrhundert geschrieben ist. Man sieht seinen Blättern an, daß er viel gebraucht wurde. Er enthält ein reiches Gemisch mystischer Predigten, Traktate, Gebete, Spruchweisheiten, ein Gespräch zwischen Bruder Berthold und Albert dem Großen; unter den Predigten glänzen drei durch ihre hochmystische Sprache hervor. Schön ist das im 15. Jahrhundert geschriebene Andachtsbuch der Margret Zschampi, das die Besitzerin dem Basler Kartäuserkloster schenkte. Unter seinen Lesestücken finden sich Texte der Mechthild von Hackeborn, Meister Eckharts, Bonaventuras,

Bernhards, die hundert Betrachtungen aus dem «Büchlein der ewigen Weisheit». Auch in Zürich sind Beispiele vorhanden. Die Handschrift A 131 der Zentralbibliothek ist von zwei Frauen, vielleicht Ötenbacher Nonnen, geschrieben und besteht aus über hundert kleineren und größeren Stücken benannter und anonymer Verfasser, aus Predigten, Sprüchen, Wettgesprächen, Gebeten, Klostergedichten. Sie ist eine wahre Fundgrube, die schon wiederholt ausgebeutet wurde. Belege in der Einsiedler Bibliothek sind das Gebets- und Andachtsbuch 283, das die Witwe Margareta von Kappel 1482 aus vielen Büchern zusammenstellen ließ, und, noch bezeichnender, das «Buch der göttlichen Liebe» (752) aus dem Jahr 1483. Es ist von Dorathe von Hof, der Schreiberin selbst, aus zahlreichen erbaulichen Schriften gezogen; das «Büchlein der ewigen Weisheit» war eine ihrer Hauptquellen, den Abschluß macht die gekürzte «Schwester Katrei». Das Gemeinsame dieser unzähligen Bände ist, daß sie die auf das Weltgeheimnis gerichteten Worte der Meister für den Bedarf des Einzelnen zurechtschneiden und ihre Sprache dem frommen Alltagsgebrauch, oft der Bigotterie dienstbar machen. Sie ist erblindet unter den Händen der Generationen.

Den Geist dieser Epoche veranschaulicht die größte Bibliothek, die im spätmittelalterlichen Basel existierte, die des Kartäuserklosters St. Margaretenal. Ihr Vorhandensein war kein Zufall, sondern der beschaulichen Richtung dieses Ordens zu verdanken. Das Leben der Kartäuser ist eine merkwürdige Verbindung des Einsiedlertums mit der klösterlichen Gemeinschaft. Diese Mönche bewohnen eigene Häuschen, die untereinander ohne Zusammenhang und jedes für sich mit Garten und Wandelgang ausgestattet sind, wie man es auf Schweizerboden noch heute an der großen Anlage von La Valsainte im Kanton Freiburg sehen kann. Die Insassen kommen täglich zum Gottesdienst und andern Verrichtungen zusammen, aber jeder ist für einen großen Teil des Tages sich selbst überlassen. Er brachte ihn im Mittelalter mit Betrachtung, Gebet und asketischen Übungen zu, wobei die stille Lektüre besonders gepflegt wurde. Das immerwährende Schweigen, die reiche und milde Innerlichkeit dieser Siedlungen begünstigten ihre Empfänglichkeit für die mystische Lehre in ihrer quietistischen Färbung. Sie ging auf Gerhard Groote über, den Begründer der im Spätmittelalter weitverbreite-

ten Bruderschaft vom gemeinsamen Leben, der seine entscheidenden Eindrücke von dieser Seite erhielt. Der bekannteste Schriftsteller des Ordens, Dionysius der Kartäuser (1471 †), führt den Zunamen Doctor ecstaticus. Die Kartause in Kleinbasel war die letzte Klostergründung in dieser Stadt. Sie wurde 1401 durch den Bürger Jacob Zibol gestiftet und bald ein Mittelpunkt der Studien. Ihre Bücherei war aufs großzügigste angelegt und stand zu bestimmten Zeiten auch der Bürgerschaft offen. Die Ausleihebücher sind noch vorhanden. Der Inhalt der in die Universitätsbibliothek übergegangenen Bände läßt erkennen, daß das Kloster dem mystischen Einfluß offenstand. Eine der ältesten Handschriften, die noch dem 13. Jahrhundert angehört, ist eine Schrift Hugos von St. Viktor. Sammelhandschriften des 15. Jahrhunderts enthalten den «Liber specialis gratiae» der Mechthild von Hackeborn, Texte der Elisabeth von Schönau, Seuses «Hundert Betrachtungen» in lateinischer Fassung. Auch das erste Buch der «Imitatio Christi» ist vorhanden. Noch ein im frühen 16. Jahrhundert geschriebener Band enthält Seuses «Büchlein der Wahrheit», Auszüge aus seiner Vita und Predigten Taulers.

Daneben spielt hier aber die kommende Welt herein. Schon der Betrieb der Bücherei mutet neuzeitlich an. Die großen Drucker der Stadt holten sich bei den Kartäusern ihre Manuskripte und Mitarbeiter; Johannes Amerbach ließ sich in ihrem Kloster begraben. Die gelehrten Brüder, die in diesen Jahrzehnten den Ruhm der Kartause bildeten, zeigen alle das Doppelgesicht mittelalterlichen und humanistischen Wesens. Der Rheinländer Johannes Heynlin vom Stein ist der typische Vertreter des ältern, noch von der Scholastik abhängigen Humanismus, dessen Wiege Basel war. Er war Rektor der Sorbonne, lehrte und predigte in Basel, Tübingen, Bern und trat 1487 in den Konvent ein. Die Mönche erhielten als Vermächtnis seine gegen dreihundert Bände zählende Büchersammlung. Ludwig Moser, aus Weinfelden gebürtig, wurde 1482 dritter Prior der Kartause Ittingen, kehrte aber wieder in das Basler Kloster zurück. Er hat, wie Heinrich von Laufenberg und Sebastian Brant, eine Reihe der großen lateinischen Kirchengesänge ins Deutsche übertragen und ihnen eigene Hymnen beigegeben, die trotz ihrer geringen Höhe ein Vorspiel zu Luthers Dichtertaten sind. Er übersetzte auch theologische und mystische Schriften, darunter

solche von Augustin, Bernhard von Clairvaux und Bonaventura. Georg Zimmermann aus Brugg, der sich Carpentarius nannte, verdeutschte zahlreiche Werke des Erasmus, gab aber auch bei Adam Petri Taulers Predigten heraus, jenen Druck von 1521, der die Reformatoren mit Bewunderung für den Vater Tauler erfüllte. Ein Kartäuser war es später auch, der die schon halb verwehten Zeugnisse mystischen Lebens in seiner schweizerischen Heimat sammelte, um ihm das erste Denkmal zu errichten: Heinrich Murer, der Klosterbruder zu Ittingen (1638 †). Seine «*Helvetia sancta*» und zahlreiche weitere, nur im Manuskript vorhandene Darstellungen sind schon der Rückschau auf etwas unwiederbringlich Verlorenes gewidmet. Sie haben den Moderduft des Antiquarischen, tragen aber noch allerlei Merkwürdigkeiten aus alten Quellen zusammen und erinnern von ferne an die Sammelwerke Johannes Meyers.

Gleichzeitig mit der Kirche erlebte das Buch den Übergang aus seiner mittelalterlichen in die neuzeitliche Rolle. Noch waren die alten Erfahrungen, Erkenntnisse und Formen nicht völlig abgestorben. Die Gottesfreunde unter den spätesten Mönchen und Nonnen, von denen viele die Kutte nicht mehr lebenslänglich trugen, gingen in der klapprig gewordenen Rüstung des scholastischen Denkens umher wie Don Quichote in der Tracht des ritterlichen Heldentums. Die letzte mittelalterliche Station des Buches, wo es noch Handschrift, aber nur dem Namen nach noch ein mystischer Gegenstand war, vergegenwärtigt ein Bücherkatalog aus dem appenzellischen Frauenkloster Wonnenstein bei Teufen. Er ist um 1500 verfertigt und dadurch merkwürdig, daß er eines der ältesten Verzeichnisse von ausschließlich deutschen Büchern darstellt. Die Nonnen dieses Klosters gehörten schon damals dem Drittorden der Franziskaner an, und sie besaßen eine Menge mystischer Literatur, die auf ihre allgemeine Verbreitung im Spätmittelalter ein Licht wirft. In ihrer Bücherei standen Traktate und Predigten Meister Eckharts, Schriften von Tauler, Seuse, Merswin, Bernardino di Siena, Thomas a Kempis, Bonaventura, David von Ausburg, die Offenbarungen der Christina Ebner, die «Vierundzwanzig Alten» und die «Vierundzwanzig goldenen Harfen» samt vielem anderm. Einiges davon ist in neuerer Zeit Eigentum der Stiftsbibliothek St. Gallen geworden. Es sind ärmliche, künstlerisch wertlose Bände. Diese Bücher haben



innen und außen alle höhere Würde eingebüßt. Die meisten wurden nur deshalb von Hand geschrieben, weil gedruckte Bände für die Nonnen unerschwinglich waren. Es läßt sich mit ihnen nur noch für die Literaturgeschichte, nicht für die Religion etwas beweisen. Als Überbleibsel aus dem Untergang, der so vieles zerstreute oder vernichtete, haben sie nachträglich eine Bedeutung für das Studium der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge und Ausklänge im sterbenden Mittelalter erlangt.

Ähnlicher Art sind einige weitere Reste, die aus dieser Zeit in der St. Galler Stiftsbibliothek aufbewahrt werden. Sie stammen aus den Sammlungen frommer Brüder und Schwestern, die im 15. Jahrhundert rings um die Mauern St. Gallens gelegen waren und von deren innerer Richtung diese zufällig erhaltenen Werke vielleicht etwas erzählen. Die einen gehörten den «Feldnonnen» der obern und untern Klause bei der St. Leonhardskirche. Als die letzten von ihnen in der Reformation das Klösterchen St. Wiborada in St. Georgen oberhalb der Stadt aufsuchten, nahmen sie die ihnen liebsten Bücher in die neue Heimat mit. Die Benediktinerinnen von St. Wiborada müssen eine besondere Vorliebe für die mystischen Schriften besessen haben. Unter ihren im 15. Jahrhundert verfertigten Büchern sind zwei Exemplare des «Büchleins der ewigen Weisheit», Predigten des Nikolaus von Straßburg, Eckharts und Taulers, die alte deutsche Bearbeitung von Ruysbroecks «Geistlicher Hochzeit». Etwa ein Dutzend Bände wurden ausdrücklich für sie geschrieben, von ihrem Beichtvater Friedrich Kölner, der 1430 nach St. Gallen kam und es in seiner Seelsorge besonders auf mystische Literatur abgesehen hatte. Er kopierte sie mit groben Schriftzügen auf schlechtes Papier. Es sind meist Auszüge, Abschriften, Übersetzungen in buntem Durcheinander: Texte von Tauler, Bernhard, Bonaventura, die «Imitatio Christi», Merswins «Neun Felsen», die unvermeidlichen «Vierundzwanzig Alten», jene Predigten Fridauers und die «Schwester Katrei». Die Stiftsbibliothek enthält noch mehr von ihm. Im Jahr 1517 schrieb ein anderer Beichtvater, der jung verstorbene Konrad Haller aus Wil, den Nonnen von St. Wiborada einen dicken Band Predigten über Bonaventuras «Lignum vitae», der gleichfalls noch vorhanden ist. Zwei mystische Bücher sind auch aus dem Haus der Laienbrüder des St. Galler Klosters übriggeblieben: die «Vierundzwanzig

Alten» und ein Sammelband voller Fragmente und Allegorien.

Die sakrale Weihe der Bibel, nach der schon so viele Hände gegriffen hatten, wurde durch Luther aufgehoben. Er vollbrachte am großartigsten und folgenschwersten die Übertragung in die Muttersprache und umgab sie mit deutschen Meßtexten, deutschen Kirchengesängen, einer ganzen deutschen Liturgie und Theologie. Es war ein Sakrileg, das die Völker des Abendlandes erschütterte. Ein abtrünniger Priester brach die heiligen Schriften aus ihrem jenseitigen Standort und reichte sie dem Mann auf der Straße, damit er an ihnen die Kunst des Lesens und Schreibens erlerne. Das Blut floß darüber in Strömen, wie es schon über den früheren Versuchen geflossen war. Die schwarze Magie des Buchdrucks tat das Ihre, um das geschriebene Wort in die Sphäre des Menschlichen überzuführen, obschon sie sich, seltsam genug, zunächst mit der Nachahmung des alten Zaubers zufrieden gab. Die zweiundvierzigzeilige Gutenbergbibel von 1455 verwendete noch reiche Handmalerei. Sogar die in der Schreiberpraxis üblichen Abkürzungen wurden eine Zeitlang beibehalten. Dann suchte man mit neuen Mitteln den kostbaren Charakter des Buches zu erzeugen. Aber auch Luthers deutsche Bibel besaß noch lange die Doppelnatur, zugleich Lesebibel und Gotteswort, ein unschätzbares Gut in aller Händen zu sein. Unzähligen war sie ein Gefäß, das sich füllte, indem sie daraus tranken. Die neuen Theologen unternahmen es überdies, das Werk der Übersetzer zu kanonisieren. Aber der mystisch-transzendente Rang der Heiligen Schrift war gebrochen. Sie wurde in ihrer neuen Gestalt zur Rechtfertigung der allgemeinen Säkularisation. Gleichzeitig mit ihren volkstümlichen Druckausgaben erhob sich der Orkan der reformatorischen Flugschriften, Pamphlete, Sendschreiben, Kampfgesänge und Kampfgespräche, die das geschriebene Wort mit ganz neuen Zwecken vertraut machten und ihm eine nie für möglich gehaltene diesseitige Selbstherrlichkeit verliehen. Es wurde zum verführerischen Anreiz, zum gefährlichen Werkzeug alles Guten und Bösen. Die menschliche Rede, die sich seit Jahrhunderten mündlich abgespielt hatte – denn es war nie bloß menschliche Rede, was das Mittelalter auf Pergament und Papier festhielt –, entdeckte sich selbst, lernte es, sich zu betrachten, und schuf sich in den Lettern den unheimlichen Spiegel, in dem sie sich mit unersättlicher Neugier durchschaute.



Diese Bücher sollten keine Heiligtümer mehr sein. Das Magische wurde zur persönlichen Faszination, zuletzt zur literarischen Industrie.

Dennoch kann nur die ältere Vorgeschichte des Buches seine Verwendung in der modernen Welt erklären. Es kommt ihm heute scheinbar nur noch eine vernünftig-reale Bedeutung zu. Es dient der Wissenschaft und der Kunst, den beiden Haupterben der Religion, dazu dem Unterricht und der Unterhaltung, den hundertköpfigen Kindern dieser beiden. Es ist bis zum äußersten vulgarisiert. Man kauft und verkauft es als Ware, aus sachlichen Interessen, zu stofflicher Information. Die Bedürfnisse sind grenzenlos, der Verbrauch an bedrucktem Papier ungeheuer. Aber es wird ihm auch noch viel unvernünftige Liebe, viel unbegreifliche Bewunderung zugewendet. Alle Zärtlichkeit und Kunstfertigkeit, mit der die bürgerliche Bildung das Buch ausstattet, ist eine Erinnerung an die einstige Metaphysik. Schon gibt es fortgeschrittenere Methoden, mit denen der Hunger nach Belehrung und Zerstreuung geweckt und befriedigt wird. Sie drohen auch die weltliche Sendung des Buches aufzulösen. In dieser Gefahr entlarvt sich sein ursprünglicher Zauber, der immer noch nicht ganz ausgelöscht ist. Das Industrieprodukt aus Papier und Leim er-

scheint mit einem Schlag als etwas Altertümliches, Unwirkliches. Die mechanische Wut, mit der es hergestellt und verbraucht wird, beleuchtet in phantastischer Übertreibung nur das Rätsel, das in diesem Erbstück der Kultur auf die Neuzeit gekommen ist. Sie beutet einen Hunger aus, der durch keine stoffliche Belehrung gesättigt wird. Sie spekuliert auf die Sehnsucht des Menschen, seine höheren Kräfte tätig zu sehen. Noch immer schreibt er im Grund, gleich jenem Schulmeisterlein Wuz, die Bücher, deren Titel ihn locken, selbst. Noch immer liest er nicht nur aus ihnen heraus, sondern auch in sie hinein. Auf der Irrfahrt durch die unzähligen Werke, die er an sich zieht und hinter sich läßt, schwebt ihm dunkel jenes schönste, älteste aller Bücher vor, das der Einsiedler Niklaus von Flüe noch für seine Betrachtungen benützte und das nur aus einem weißen, einem schwarzen und einem roten Blatt bestand. Diese tiefste Schrift steht schattenhaft auch zwischen den Zeilen des modernen Buches. Nur sie ist schuld, daß so viele Hände nach ihm greifen. Es bildet in seiner Vergänglichkeit, seiner Schändung noch ein Stück jenes Geheimnisses ab, das damit begann, daß der Mensch imstande war, aus dem Verwesenden das Unverwesliche nachzuformen.

*Margarete Pfister-Burkhalter / Hallers Alpen mit den Lithographien von Victor Surbek*



Unter den Pflegern des schönen Buches in der Schweiz, die bibliophilen Ansprüchen zu genügen trachten, ist vorab der Kunstverlag André Gonin

in Lausanne zu nennen. Eine Reihe von original-illustrierten Werken, meist nach Zeichnungen französischer oder welschschweizerischer Künstler, erstand im letzten halben Jahrzehnt, alle gewählt im Druck und makellos im Papier. Im Dezember 1944 wurde nach zweijähriger Vorarbeit auch dem deutschschweizerischen Buche ein schönes Denkmal gesetzt, indem Albrecht von Hallers Poem über die Alpen, geschmückt mit 16 Original-Lithographien des Berner Malers Victor Surbek (geb. 1885), neu erschien. Es figuriert in der «Collection des flambeaux» als Band 4. Für den zweisprachigen Text wurden verschiedene Typen von angenehm lesbarer Größe verwendet: schlichte gotische für den deutschen Originaltext, der auf der elften Ausgabe der Dichtung, von 1777 – dem Todesjahr des Verfassers –